

PROF. WALTER SCHMITHALS:

"HERRSCHAFT UND SORGE"

Neu-Ulm, 5. Mai 1981

Das Besondere Israels im Kreis der orientalischen Völker ist, so hörten wir von Herrn Gunneweg, daß in Israel der Konflikt zwischen Glaubensgemeinschaft und Nation, zwischen Gott dem Herrn und den zu göttlichem Heilswerk verpflichteten Herrschern, zwischen dem 'Fürchtet euch nicht' Gottes und der furchteinflößenden Obrigkeit (Röm. 13,3) aufbrach. Insgesamt gesehen fand Israel bzw. das AT aus diesem Konflikt nicht heraus. Je mehr irdischer Herrschaft die Aufgabe zufiel, die irdische Sorge zu verbannen, um so besorgnis-erregender wurde dieser Konflikt.

Das alte Gottesvolk gab ihm dem neuen mit auf den Weg, das ihn freilich, da es, ohne selbst Nation zu sein, im römischen Reich lebte und sich ausbreitete, in einer spezifischen Weise aufgreifen mußte.

Bemerkenswert ist zunächst, daß die christliche Versammlung schon in ihren ersten Jahren den engen Bereich der jüdischen Nation sprengte. Paulus war von der Stunde seiner Berufung an Heidenmissionar, und vor allem durch seine Arbeit trat bereits in der ersten christlichen Generation das reine Judenchristentum in den Schatten der universalen Gemeinde aus Juden und Heiden. Das Judenchristentum ging, wie z.B. Gal. 2 zeigt, diesen von der hellenistischen Synagoge bereits vorgezeichneten Weg in seiner Mehrheit bewußt mit. Es tauschte damit die primäre Bindung an die jüdische Nation und deren nationale Heilserwartung gegen die primäre Bindung an das 'dritte Geschlecht', an die christliche Gemeinde aus Juden und Heiden, ein. Was immer an der Nachricht des Euseb (KG III 5,2) historisch sein mag, die Christen hätten Jerusalem vor dem Ausbruch des jüdischen Krieges verlassen und sich in Pella niedergelassen: Diese Nachricht ist in jedem Fall eine deutliche Demonstration der Differenz von Volk Israel und Gottesvolk. Und das Evangelium nach Matthäus ist Zeugnis dessen, daß sich die Judenchristen, als sie nach 70 im Zuge der jüdischen Restauration definitiv vor der Entscheidung zwischen Synagoge und Ekklesia standen, für die Ekklesia entschieden haben.

Dieses Gottesvolk aus Juden und Heiden trat als solches aus dem beschriebenen Konflikt zwischen eigener Heilsbotschaft und politischer Heilserwartung freilich nicht aus, sondern in einer neuen Weise in ihn ein. An die Stelle der jüdischen Nation trat für die Kirche nämlich die römische Ökumene, an die Stelle des alttestamentlichen Schalom die pax romana, an die Stelle des Priesterkönigs der vergöttlichte Kaiser.

Die religiöse Stimmung, welche die pax Augusta trug und aus sich heraussetzte, läßt sich in den Worten des Adventsliedes von Heinrich Held (1658) wiedergeben:

'Was der alten Väter Schar
höchster Wunsch und Sehnen war
und was sie geprophezeit,
ist erfüllt in Herrlichkeit.'

Mitten im verheerenden Bürgerkrieg noch, 42 oder 41 v.Chr., dichtete der römische Dichter Virgil seine Vierte Ekloge und kündigte die Geburt des Weltheilands, des Friedensherrschers, an - wie manche Forscher meinen: in Hoffnung auf Augustus und sein Haus. Als Augustus 29 v.Chr. nach beendetem Bürgerkrieg nach Rom zurückkehrte, war seine erste Handlung, auf Anordnung des Senats den Janustempel, den Tempel des Kriegsgottes, schließen zu lassen. Im Jahre 17 weckte er einen versunkenen Brauch auf und veranstaltete eine Säkularfeier, mit der das alte Säkulum des Krieges begraben und ein goldenes Zeitalter heraufgeführt werden sollte. Im Jahre 13 v. Chr. wurde der Friedensaltar des Augustus gestiftet und im Jahre 9 v.Chr. geweiht.

Aus allen Teilen des Landes klingt das Lob dessen, der nach langen Zeiten des Schreckens der Welt Ruhe, Wohlstand und die Segnungen des Friedens zurückgegeben hatte. Die Mauern der Städte zerfielen; Handel und Wandel breitete sich aus; Straßen und Meere waren sicher. Der Wohlstand wuchs, der Tourismus blühte, der Luxus nahm zu.

Im Jahre 9 v. Chr., als in Rom der Friedensaltar des Augustus geweiht wurde, beschloß der Landtag der kleinasiatischen Griechenstädte, den Jahresanfang auf den Geburtstag des Kaisers zu legen. In dem entsprechenden Beschluß heißt es in der Sprache der politischen Theologie jener Zeit: 'Allem Krieg wird er ein Ende machen und alles herrlich ausgestalten. In der Erscheinung des Kaisers sind die Hoffnungen der Vorfahren erfüllt. Er hat nicht nur die früheren Wohltäter der Menschheit sämtlich übertroffen, sondern es ist auch unmöglich, daß je ein größerer käme.' An anderer Stelle lesen wir: 'Erde und Meer kommen zum Frieden, Städte blühen in guter Ordnung, Eintracht und Glück; es ist die Zeit, in der alles Gute wächst und gedeiht, die schönsten Hoffnungen auf die Zukunft, die Heiterkeit im Blick auf die Gegenwart.' Das Lob auf den Frieden des Augustus war weltweit. Und auch die frühe christliche Mission, die das Evangelium in wenigen Jahrzehnten vom äußersten Osten bis zum äußersten Westen der römischen Ökumene trug, profitierte von dem allgemeinen Frieden.

Nun ist für die christliche Gemeinde im Unterschied zum alttestamentlichen Gottesvolk bezeichnend, daß sie in dieser Situation nie in einen i n n e r e n Konflikt zwischen dem Herrn Christus und dem kaiserlichen Herrn, zwischen ihrem eigentümlichen Wissen um das 'Sorget nicht' des christlichen Heils und dem Heilsverständnis der römischen Ökumene geriet, sondern daß dieser Konflikt, wie die Verfolgungen zeigen, von Anfang an zwischen der Kirche als der einen und dem Imperium als der anderen Heilsanstalt ausgetragen wurde. Insoweit war die Kirche sich ihrer selbst bzw. ihres Herrn Christus gewiß.

Der Grund dafür liegt in der Tatsache, daß die Christengemeinde sich im Glauben an ihren Herrn Christus der Sorge um das Heil (Schalom; Eirene; Soteria - die Begriffe sind hier wie dort identisch) entnommen wußte. Darum widerstand sie der politischen Heilsideologie des römischen Imperiums, die ihr vielmehr in höchsten Maße Sorge bereitete. Zugleich aber war die Gemeinde in ihrer Weise bereit, für das gemeinsame Wohl aller in der römischen Ökumene mit ihrem ganzen Einsatz zu sorgen.

Dieser dreifachen Verschränkung von Herrschaft einerseits, Sorglosigkeit, Besorgnis und Fürsorge andererseits wollen wir im folgenden nachgehen.

1) Sorglosigkeit

Zunächst zu dem 'Sorget nicht' (Mt 6,34; 10,19; Phil 4,6) bzw. dem 'Alle eure Sorge werfet auf ihn' (1 Petr 5,7), das heißt zu der schon geschenkten soteria.

Der theologische Grund solcher Sätze im Rahmen des christlichen Bekenntnisses und im Zusammenhang mit der Problematik von Herrschaft läßt sich an dem bekannten Christuslied in Phil 2,6-11 studieren. Die ursprüngliche Fassung dieses Liedes besteht aus zwei Strophen mit je sieben Zeilen:

'Er war in göttlicher Gestalt,
hielt es aber nicht für unaufgebbar,
Gott gleich zu sein,
sondern erniedrigte sich selbst,
nahm die Gestalt des Sklaven an,
wurde ein Mensch,
ein Mensch wie die anderen Menschen.

Darum hat Gott ihn erhöht
und ihm den Namen gegeben,
der höher ist als alle Namen,
damit in dem Namen Jesu
jedes Knie sich beugt
im Himmel und auf Erden und unter der Erde
und jede Zunge bekennt:
H e r r i s t J e s u s C h r i s t u s . '

Das Lied gipfelt deutlich in dem Bekenntnis: 'Herr ist Jesus Christus'. Der Name über allen Namen, der unüberbietbare Titel, wird mit Nachdruck vorangestellt: Herr / Kyrios.

Dies Bekenntnis will nicht, das ergibt sich aus dem Gesamtduktus des Liedes, Jesus Christus näher definieren (: er ist der Herr), sondern den als bekannt vorausgesetzten höchsten Titel bzw. Namen. Die Frage heißt: Wer ist Kyrios? Und die Antwort lautet: J e s u s C h r i s t u s ist der Herr!

Fragt man, wem damit indirekt zwar, aber in gezielter Absichtlichkeit der Titel 'Kyrios' abgesprochen wird, so muß man antworten: dem römischen Kaiser. Dieser wird schon zur Zeit des Paulus als 'Herr der ganzen Welt' (Kyrios tou pantos kosmou) angeredet und verehrt. Diese Prädikation überbietend, heißt Jesus im vorliegenden Lied 'Herr' nicht nur der irdischen, sondern auch der über- und unterirdischen Mächte. Er ist der Herr der Herren und der König der Könige (Offb 19,16).

Deutlicher noch setzt sich mit der kaiserlichen Heilsherrschaft die erste Strophe des Liedes insgesamt auseinander. Jesus, obschon in göttlicher 'Gestalt', hielt es nicht für ein 'gefundenes Fressen', Gott gleich (isa theō) zu sein, sondern erniedrigte sich und wurde Mensch. Damit wird auf die Vergöttlichung des Kaisers angespielt, dem göttlichen Ehren zuteil werden, der also 'Gott gleich' geachtet wird, weil er das göttliche Heil bringt. Dieser Bewegung von unten nach oben, der Vergöttlichung des Menschen, setzt das Lied die Bewegung von oben nach unten, die Menschwerdung Gottes entgegen. Darin liegt der 'soteriologische' Zug des Liedes, den Paulus, indem er den (ganzen) V.8 hinzufügt, im Sinne seiner theologia crucis betont bzw. modifiziert: 'Er erniedrigte sich selbst (= Aufnahme der 4. Zeile) und wurde gehorsam bis zum Tode, und zwar bis zum Tode am Kreuz.'

Der soteriologische 'Zug' des ursprünglichen Liedes besteht ohne die paulinische Nuance, den Tod Jesu zu betonen, in der Erniedrigung als solcher: Gott wendet sich dem Menschen zu. Der Schöpfer offenbart sich dem Geschöpf, der Herr (Kyrios) dem Sklaven (Doulos). Gott will nicht ohne den Menschen sein, der Mensch soll und braucht nicht ohne Gott zu sein, braucht nicht heillos zu leben. Also nicht darin findet der Mensch sein Heil, daß er sich göttliche Würde, göttliches Recht und damit auch göttliche Aufgaben aneignet, sondern darin, daß er sich den Besuch Gottes an seinem Ort, in seiner Gestalt, inmitten seiner Niedrigkeit und Ohnmacht gefallen läßt. Paulinisch (m.V.8) gesprochen: In dem 'Sich mit Jesus kreuzigen lassen' statt in Selbstherrlichkeit, in der Gnade, nicht im Werk liegt für den Menschen das Heil. Das 'Stillesein und Hoffen' wird unter solchem christologischen Vorzeichen also nicht wie bei Jesaja unmittelbar ethisch-politisch verstanden, sondern auf die fundamentale Daseinshaltung bezogen: 'Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig' (2 Kor 12,9).

Die christliche Sorglosigkeit besteht nicht darin, daß der Mensch durch sein politisches oder moralisches Werk die Sorge bzw. die Ursachen von Sorge aus der Welt verbannt - dadurch würde die Sorge vielmehr definitiv festgeschrieben - , sondern darin, daß er die Sorge auf Gott wirft (1 Petr 5,7) und sich mit seinen Sorgen von Gottes Gnade tragen läßt: 'In der Welt habt ihr Sorge (thlipsis), aber seid unbesorgt, ich habe die Welt besiegt' (Joh 16,33). W e i l der Mensch als Glaubender nicht 'Herr' dessen bzw. 'Sieger' über das zu sein braucht, was Sorge bereitet, darf er inmitten aller Sorge im Grunde seines Daseins sorglos sein. Er ist von der unerträglichen Last befreit, sein Dasein selbst 'besorgen' zu müssen, eine Last, die nicht nur 'alt macht vor der Zeit' (Sir 30,26), sondern die auch der eigentliche Grund ist für Resignation, Überdruß, Frustration, Mutlosigkeit, Versagung, Nihilismus und was immer man an typischen Ausdrucksweisen der modernen Sinnleere nennen möchte.

Solche Sorglosigkeit spricht Jesus nach Joh 14,27 seiner Gemeinde auch und gerade angesichts der kaiserlichen Heilsideologie zu, deren unheilvolle Rolle damit aufdeckend: 'Frieden gebe ich euch. M e i n e n Frieden gebe ich euch. Nicht wie die Welt gibt, gebe ich : Euer Herz braucht sich nicht zu erschrecken noch zu fürchten.' Die Herrschaft des vergöttlichten Kaisers macht nicht sorglos, sondern in einer spezifischen Weise sorgenvoll, obschon es die Herrschaft der pax romana ist (s.u.). Nur die Herrschaft des sich in die menschliche Sorgenwelt erniedrigenden Gottes befreit von der Sorge so, wie dem Kind inmitten der dunklen Nacht die Angst dadurch genommen wird, daß der Vater bei ihm ist.

Von dieser heiligen Sorglosigkeit ist besonders anschaulich in dem anderen hier zu besprechenden biblischen Text die Rede, nämlich in der Erzählung von Maria und Martha (Luk 10,38-42). Diese so idyllisch wirkende Erzählung ist zugleich von einer seltenen Schärfe und Radikalität. Ich erinnere mich, vor Jahren diese Geschichte einmal im Kindergottesdienst erzählt zu haben. Ich folgte dem Duktus des Textes und baute die Szene deutlich auf: Hier die geschäftige, liebevolle Martha, dort die still lauschende Maria. Ich setzte das Verhalten der Geschwister, wie es der Erzählung entspricht, ersichtlich voneinander ab, um die Antwort Jesu, die solcher Alternative bedarf, vorzubereiten. Zugleich konnte ich nicht umhin, die Betätigung b e i d e r Schwestern ohne Einschränkung als positiv, als gut und lobenswert zu beschreiben. Dann unterbrach ich die erzählende Darbietung der Geschichte und fragte die Kinder, wie die beiden sich ihrer Meinung nach hätten verhalten sollen bzw. für welches Tun sie selbst sich entschieden hätten. Nach kurzer Pause meldete sich ein gewitztes Mädchen und sagte: Ich hätte Jesus mit in die Küche genommen.

Das war eine intelligente Antwort der praktischen Vernunft, die mir freilich das Konzept meiner Katechese völlig verdarb; denn ich mußte ja für das klare Entweder-Oder der Antwort Jesu Verständnis erwecken. Indessen sind die Kinder in guter Gesellschaft, wenn ihnen der Versuch, einen Ausgleich zwischen den Interessen der Maria und der Martha herzustellen, mehr einleuchtet als Jesu eindeutiges Lob der Maria. Von Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf stammt das Lied:

'Herr, dein Wort, die edle Gabe,
diesen Schatz erhalte mir ...',
dessen zweite Strophe, von seinem Schüler Christian Gregor beigefügt,
mit den Worten endet:

'Laß mich eifrig sein beflissen,
dir zu dienen früh und spat,
und zugleich zu deinen Füßen
sitzen, wie Maria tat.'

Dies so einleuchtende 'zugleich' verschluckt das harte Entweder-Oder der biblischen Aussage und hat über das Gesangbuch vermutlich stärker gewirkt als die Schroffheit der Erzählung aus dem lukanischen Sondergut.

Man sollte sich das hier auftauchende Problem nicht dadurch erleichtern, daß man versucht, dem Tun Marthas irgendwelche Schattenseiten anzufügen - bildlich gesprochen: Haare in der Suppe zu finden, die sie für Jesus zubereitet. Davon spricht die Erzählung nicht. Marthas Tun ist rundherum lobenswert. Er wird nicht von ungefähr zweimal mit dem Begriff 'diakonia' umschrieben. Schon in der ursprünglichen Bedeutung dieses Wortes - Tischdienst, gastfreie Bewirtung - verdient das Tun der Martha höchstes Lob. Längst aber hatte der Begriff 'diakonia' in der frühen Christenheit einen weit darüber hinausgehenden Sinn bekommen. Er bezeichnete den christlichen Liebesdienst überhaupt, die Caritas, den tätigen Glauben. Gegenüber dem besten alles denkbaren Tuns, dem diakonischen Dienst der Christen, dem Martha sich mit ganzem Fleiß widmet, sagt Jesus, e i n e s sei nötig, das Hören. Die sorgsame Fürsorge hat eine mindere Qualität als das Hören, aus dem die Sorglosigkeit erwächst. Natürlich darf die liebevolle Fürsorge nicht ausbleiben, und sie kann auch nicht ausbleiben, so die Sorge vom Grunde des Daseins verbannt ist. Wo sie aber aus der Sorge erwächst statt aus der Gnade, muß sie durch diese Gnade erst gebrochen werden.

2) Besorgnis

Bevor wir uns dieser Fürsorge im Verständnis des Neuen Testaments zuwenden, richten wir unsere Aufmerksamkeit auf jene tiefe Besorgnis, mit der die frühe Christenheit auf die im römischen Kaiser repräsentierte Selbsterhöhung des Menschen als Heiland schaute und die Anlaß zu Jesu Wort gab: Seid ohne Sorge und Furcht; ich gebe nicht, wie die Welt gibt. Wo liegt der Grund für diese tiefe Sorge inmitten einer hochgestimmten Welt, im Angesicht der kaiserlichen Heils- und Friedensordnung?

Die Weihnachtsgeschichte des Lukas gibt eine erste Antwort auf diese Frage: Vom Kaiser Augustus ging ein Gebot aus, daß alle Welt für die Steuer eingeschätzt würde.

Der Friede des göttlichen Augustus war teuer, weil er von innen wie von außen ständig bedroht war. Darauf weist der ironische Anfang der Weihnachtsgeschichte, die den wahren Frieden Gottes auf dem Hirtenfeld verkündigt werden läßt, den Leser hin. Die pax Augusta

beruhte auf der Macht der römischen Waffen, auf der Abschreckung der inneren und äußeren Gegner. Man bezahlte für ihn mit Freiheit und mit Geld und war seiner doch nie sicher. Ringsum an den Grenzen standen die römischen Heere in ständiger Wachsamkeit und in hier und dort stets neu aufflammenden Kämpfen, und auch im Inneren waren Aufstand und Terror niederzuhalten. Inmitten der Friedenszeit wurden 9 n. Chr. die Legionen des Varus im Teutoburger Wald vernichtet, tobte 66-70 der blutige Krieg in Palästina, durch den jüdischen Aufstand entzündet.

Der römische Friede wurde von unfriedlichen Mitteln getragen. Nicht friedfertige Herzen der Menschen garantierten ihn, soweit er überhaupt garantiert werden konnte, sondern die waffenstarken Legionen des römischen Heeres. Die große Gabe des Friedens wurde auf Lanzen- spitzen dargereicht, ihre Segnungen waren Früchte eines Baumes, der seine Wurzeln tief in einen Grund von Sorge und Angst getrieben hatte. Wir wissen, daß sich daran bei allen weltgeschichtlichen Veränderungen bis heute nichts geändert hat. Die wunderbare Friedenszeit, welche die Nachkriegsgeneration in Mitteleuropa immer noch erlebt und die in unserem Jahrhundert einmalig ist, beruht auf der Abschreckung durch ein Gleichgewicht der militärischen Kräfte und wurzelt damit im Grunde der Angst. Das Glück des Friedens, den wir genießen, geben wir einander, wie die Welt gibt, und wir empfangen es mit einem Herzen, das sich diesem Frieden mit Dank zwar, aber nicht ohne Furcht und Sorge zuwendet.

Das Lob des augusteischen Friedens war für die Christen aber nicht nur und nicht einmal vor allem deshalb mit Angst und Sorge vermischt, weil dieser Friede auf den Spitzen der Bajonette beruhte und von der Eskalation der Rüstung getragen wurde - d i e s e Hinsicht hatten mehr oder weniger alle Bewohner der Ökumene, für deren unterdrückte Minderheiten diese Angst zugleich Hoffnung auf eine gewaltsame Umkehr der Verhältnisse bedeutete. Die Christen aber sahen darüberhinaus mit Angst und Schrecken, daß dem Kaiser, welcher der Welt den Frieden brachte, als dem Heilsbringer göttliche Ehren zuteil wurden.

'Heiland' war, wie schon in den Diadochenreichen Alexander des Großen, bevorzugter Titel für die göttlichen Herrscher. Augustus ließ es zu, daß überall in den östlichen Provinzen Tempel für ihn und die Göttin Roma errichtet wurden. Seine Nachfolger ließen sich auch im Westen schon zu Lebzeiten als göttliche Herrscher feiern. Der Gedanke des Heils als Weltfrieden wurde durch die Vergöttlichung des Kaisers, der diesen Frieden mit militärischer Macht erzwang, theologisch überhöht. Für diese politische Theologie des römischen Reiches fielen das Heil der Welt und der römische Friede zusammen. Die machtvolle kaiserliche Friedenspolitik wurde zur unmittelbar sinngewandten Macht des menschlichen Daseins. Der Friede Gottes und der Friede, wie ihn die Welt gibt, Heil und Wohl wurden nicht mehr unterschieden. Das Problem Israels, Gottesvolk und staatliche Macht zugleich zu sein und Heil in der Dimension des Politischen zu erwarten, wiederholte sich in dem globalen Maßstab der römischen Ökumene. Nur stand die Christenheit nicht wie Israel innerhalb dieses Konflikts, sondern, wenn auch als Teil der Ökumene von ihm betroffen, ihm gegenüber. Denn die frühe Christenheit identifizierte ja nicht die Bewohner der Ökumene, sondern sich selbst, die 'Menschen Seines Wohlgefallens', mit dem Volk Gottes, und sie sah in der Vergöttlichung des irdisch mit Gewalt Machbaren und damit in der Vergöttlichung des Menschen selbst die permanente Wiederholung des Sündenfalls, das fundamentale Unheil und damit die eigentliche Quelle auch des Unfriedens.

Die frühe Christenheit hatte die Tiefe der Sünde theologisch ausgelotet und begriffen, daß diese Tiefe nicht schon erreicht ist, wo man der Macht des Bösen unmittelbar ansichtig wird, sondern erst dort, so sich die Tollheit im Guten zeigt. Sündiger und deshalb besorgniserregender und bedrohlicher für die Menschheit ist christlicher Einsicht zufolge der in der Vergöttlichung des Kaisers sichtbar werdende böse Wille zum Guten, der auch von einem schlechten Gewissen nicht mehr angefochten wird; denn der Mensch, der im Besorgen seines Heils begriffen ist, kann das darin implizierte Verderben nicht mehr wahrnehmen und 'weiß nicht mehr, was er tut' (Röm 7,15).

Die frühe Christenheit erfuhr diese Macht des verdeckt Bösen stärker noch als in der Vergöttlichung des römischen Friedens und seiner militärischen politischen Grundlagen in dem Ausbruch und Verlauf des diesen Frieden erschütternden jüdischen Krieges. Im Namen der Herrschaft Gottes und um seines Schalom willen griffen die jüdischen Zeloten zu den Waffen gegen den von Rom mit Gewalt diktierten Frieden. In diesem Krieg ging es auf beiden Seiten um das höchste Gut, um das Heil des ewigen Friedens. Darum war dieser Krieg so grausam, erbarmungslos und blutig. Die totalen Kriege werden stets um das totale Gute

geführt oder um das, was man dafür hält.

Die tiefe Besorgnis des Neuen Testaments gegenüber jedem von irdischer Herrschaft zu besorgenden Heil beruht auf dem Wissen, daß - mythologisch gesprochen - der Satan zwar stark ist, wo er sich als solcher zeigt, stärker aber, wo er sich in einen Engel des Lichts verkleidet. Die Botschaft der Engel auf dem Hirtenfeld - Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden - hält der römischen Heilsideologie entgegen, daß der Friede auf Erden auf Dauer nicht dort erwartet werden kann, wo dem Gott in der Höhe seine Ehre genommen wird und der göttliche Mensch zu Ehren kommt. Für das neue Testament handelt es sich dabei um eine Aussage von ebenso unmittelbarer politischer Relevanz, wie der Kult des Friedenskaisers politisch relevant war. Der Mensch, der sich übersteigt, verspielt auch das noch, was ihm möglich ist. Will er Alles, findet er sich mit Nichts wieder. Ist er überzeugt, den göttlichen Frieden herstellen zu können, bereitet er gerade damit den irdischen Krieg vor.

Karl Barth schrieb in den Schrecken des ersten Weltkrieges, das Böse habe, "wie die Kreuzigung des Christus zeigt, seine tiefste Wurzel im Eigensinn, in der Gottesreichstaktik, in der herrenlosen Gerechtigkeit der Menschen, in der 'Gottlosigkeit im Guten' (Kutter) ... Die Welt erfährt's jetzt zu ihrem Leidwesen; denn die Ursache ihrer Kriege ist im l e t z t e n Grunde nicht das brutale Böse, sondern das gottlose Gute: ihre allzu große Gerechtigkeit und Weisheit (Pred 7,16) diesseits und jenseits des Meeres." Und sein Schüler Helmut Gollwitzer erkannte, aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrt, daß eine starke Wurzel dieses bösen Willens zum Guten heute in der Herrschaft der weltanschaulich Verbildeten liegt, die dem säkularen Wahn huldigen, man könne die Ursachen des irdischen Unheils nach Analogie von Naturwissenschaft und Technik objektiv analysieren und manipulieren und das Heil dementsprechend wissenschaftlich bzw. politisch herstellen und herbeireformieren: "Wer bewahrt die Welt vor dieser Weltgefahr Nr. 1: den Intellektuellen, die ihre Theorien entwerfen, das Bestehende verlästern, die Massen mit Utopien verzaubern und den Machthabern die moralischen Hemmungen wegeskamotieren - ohne die Kosten und Kehrseiten zu bedenken, ohne die Kosten am eigenen Leib tragen zu wollen?" - ein Wort, das man heute freilich Gollwitzer selbst ins Stammbuch schreiben muß.

Die Sorge der frühen Christenheit angesichts der herrscherlichen Heilsideologie ist akuter denn je zuvor. Der moderne Mensch versteht sich in der Regel als Herr seines Lebens. Das biblische 'Ihr werdet sein wie Gott' ist nicht mehr nur Versuchung, sondern gepriesenes, gefürchtetes oder einfach nur hingenommenes Schicksal unserer Zeit. Hand in Hand mit der Botschaft, daß Gott tot und der Mensch das höchste Wesen für den Menschen sei, entwickelte der zum Herrn seines Lebens gewordene Mensch unsere technische Welt mit Einschluß jener Maschinerie, die alles menschliche Leben vernichten kann. Der Mensch wurde in einem Aufschwung von Vernunft und Idealismus aus seiner Unmündigkeit befreit, zur Herrschaft über sich und die Welt eingesetzt, zum Vollender der Weltgeschichte - der Heilsgeschichte - erklärt. Er machte sich die Erde untertan, und zur Sicherung des heilvollen Fortschritts umgab er sich mit jener atomaren Wehr, die uns eine Generation des Friedens und des Wohlstandes gewährte und die zugleich als Damoklesschwert über dem Leben aller Menschen hängt. Das göttliche Gericht, das die Urchristenheit angesichts der Vergöttlichung des Menschen vom Himmel herab erwartet, kann heute der zum Gott gewordene Mensch selbst vollziehen. Keiner weiß, wie dick der Faden wirklich ist, der das Schwert über unseren Häuptern hält. Sehr dick kann er in einer Welt nicht sein, die noch nie das Böse verschmäht hat, wenn es galt, das Gute und Heilvolle zu gewinnen.

Unsere Situation ist die einer säkularen Apokalypse. Der Mensch - der alte Mensch! - hat sich so zum Herrn alles Lebens erhöht, daß er die neue Möglichkeit besitzt, sich selbst auszurotten. Kein Wunder, daß sich Staatsverdrossenheit, ja, der Verneinung aller Ordnung bei denen, die diese Situation empfinden, wie ein Buschfeuer ausbreiten.

3) Fürsorge

Die frühe Christenheit wußte sich in einer ähnlichen Situation: Sie wartete auf das Gericht Gottes über die Menschen, welche die Herrschaft Gottes usurpierten. Sie geriet indessen nicht in Panik. Sie wußte sich selbst dem kommenden Gericht entnommen und in Gottes Heil geborgen. So wandte sie sich der Welt zu, im letzten unbesorgt, und tat, in Sorge um diese Welt, für sie das ihr Gebotene und das ihr Mögliche. Sie handelte wie

jener schwäbische Stündlimann, der, als sein frommer Kreis in der Nachfolge Johann Albrecht Bengels die Endzeit der Welt im Jahre 1836 erwartete, erklärte:
'Brüder, wenn ich gewiß weiß, daß der Heiland kommt, und ich habe noch einen Baum zu setzen, so setze ich ihn zuvor, und wenn eine Dachplatte fehlt, so muß sie noch ergänzt werden.'

In der kaiserlichen Administration hatten die Christen - wie Israel in der persischen Zeit - weder Sitz noch Stimme. Am politischen und militärischen Apparat, der sich bald gegen sie wenden sollte, hatten sie keinen Anteil. Sie bedauerten dies nicht. Aber sie gestalteten das Leben in ihrer eigenen Bruderschaft so, daß es vorbildlich war für das öffentliche Leben überhaupt.

Sie handelten dabei ohne jede revolutionäre Attitüde. Sie wußten, daß jenseits jeder Veränderung der Welt eine unvollkommene Welt auf weitere Veränderung wartet, weil sich das Heil Gottes, die heilige Sorglosigkeit, nicht politisch gewinnen läßt. Deswegen galten ihr Konflikte nicht als Weg zum Heil, Konfliktstrategie nicht als Gesetz der Heilsgeschichte. Wichtiger als das Schlechte auszurotten war ihnen, das Gute zu stärken und zu fördern:

'Was wahr ist,
was heilig,
was gerecht,
war rein,
was wohlgefällig,
ist irgendeine Tugend,
irgendein Lob,
dem trachtet nach.' (Phil 4,8).

Die neutestamentlichen Haustafeln zeigen, daß die Christen die in diesen Tafeln reflektierte bestehende gesellschaftliche Ordnung nicht negierten, sondern vorbildlich auszufüllen bestrebt waren. Sie schärfte jedem Stand seine Verantwortung in der gegebenen Ordnung ein - nicht um diese Ordnung zu überhöhen und als göttlich - unveränderlich hinzustellen, sondern im Gegenteil im Wissen um die begrenzte und überholbare Funktion jeder irdischen Ordnung. Die Christen wußten: 'Das Wesen dieser Welt vergeht' (1 Kor 7,31). Die 'Hausherrlichkeit' ist eine relative Größe, der das Gute ihrem Wesen nach nicht gelingen kann. Man darf der sozialen Ordnung deshalb nicht mit überzogener Erwartung, kann ihr vielmehr mit Gelassenheit begegnen. Unter dem Aspekt des eigentlich Nötigen braucht man die soziale Ordnung, als brauche man sie nicht (1 Kor 7,28ff.). Der Konservatismus gegenüber der bestehenden sozialen Ordnung heiligt diese also nicht, sondern entheiligt sie, hält sie damit zugleich für Veränderung offen wie trotz ihrer Mängel für annehmbar.

Aus derselben Grundeinstellung, der Distanz zur Welt in der Welt, bzw. der unbedingten Anerkennung des Herrn aller Herren, schärfte die Gemeinde ihren Gliedern den Gehorsam gegenüber der kaiserlichen Herrschaft ein. Weil sie ihr Bürgerrecht im Himmel hatten (Phil 3,20), wußten sie sich als f r e i e Bürger ihres Landes (1 Petr 2,16), die sich zu ihrer Verantwortung für das Gemeinwohl nicht erst zwingen lassen mußten; weil sie im Frieden Gottes wohnten (Joh 14,27), gewannen sie ein sachliches Verhältnis zum stets gefährdeten Frieden in der Welt (Joh 14,27); weil sie Gott allein die Ehre gaben, konnten sie den Kaiser angemessen respektieren (Petr 2,17) und sich des kaiserlichen Friedens freuen. Sie erwarteten vom Kaiser kein Heil, und sie konnten darum begrüßen, was er zum Wohl der Ökumene tat. Sie hielten sich von jeder politischen Theologie fern und behielten so ein nüchternes Urteil über das Politische. Weil sie um die Abgründe des menschlichen Herzens wußten, gingen sie ihren irdischen Weg nicht ohne Angst und behielten damit politisches Augenmaß, das sie auch in den Segnungen des römischen Friedens nicht verließ.

Darum gelang ihnen auch der Übergang in die unmittelbare politische Verantwortung, zu der sie seit der Zeit des Kaisers Konstantin gerufen waren, ohne Mühe. Freilich tauschten sie nun die Verfolgung durch das Weltreich gegen die Verpflichtung ein, dem Reich der Welt zu dienen.

Das damit gegebene Problem meldete sich bereits im 3. Jh., als die Christen zahlreicher wurden, aber von der politischen Herrschaft - nicht zu ihrem Mißvergnügen - ausgeschlossen blieben. Der Christenhasser Celsus fragt sie, ob sie denn nicht dem Kaiser bei dem, was recht sei und zum allgemeinen Besten diene, beistehen und etwa mit ihm zu Felde ziehen und staatliche Ämter übernehmen wollte. Der Kirchenvater Origenes antwortete ihm, man nehme als Priester und Diener Gottes an den kaiserlichen Feldzügen teil und bete mit reinen Händen zu Gott für die gerechte Sache; und Ämter übernehme man in der Kirche und diene so dem Wohl aller Menschen (Cels 8,37ff.).

Ohne Recht und Notwendigkeit staatlicher Macht zu bestreiten, halten die Christen sich grundsätzlich von ihrer Teilnahme an solcher Machtausübung für dispensiert; sie behalten ihre Hände 'rein'. Das Unbefriedigende dieser Antwort auf die von Celsus richtig beobachtete Problematik und berechtigterweise gestellt Frage liegt am Tage, so verständlich sie in der Mitte des 3. Jh. war. Nach der konstantinischen Wende wurde ihre relative Verantwortunglosigkeit für das Wohl der Ökumene deutlich. Nun mußten die Christen unmittelbar in die politische Verantwortung eintreten, und sie taten es auch. Das war kein angenehmer Tausch, wie wir bis heute erfahren. Es ist nicht leicht, verantwortlicher Bürger in zwei Reichen zu sein, die nicht zur Deckung kommen können und dürfen. Wir wissen alle um die Schwierigkeit, in und aus dem Heil Gottes unbesorgt leben und sterben zu dürfen, und zugleich für das irdische Wohl sorgen zu müssen, das es doch auch bei bestem Willen nicht ohne Angst und Furcht gibt. Wir wissen um die Spannung zwischen der Zuversicht und der Gelassenheit des Glaubens einerseits, dem Risiko und der Anspannung der Liebe andererseits. Wir kennen die Diskrepanz zwischen dem Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft, und dem Frieden, den unsere politische Vernunft erhalten muß. Sorglosigkeit und Fürsorge verbinden sich nicht bruchlos miteinander. Der Herr Jesus Christus hat seine Mittel und Gaben, und sie sind nicht identisch mit den Mitteln und Gaben, mit denen die Reiche dieser Welt umgehen.

Indessen bedeutet diese schwierige Unterscheidung die Lösung jenes Konflikts, an dem das AT - aufs ganze gesehen - scheiterte. Diese Unterscheidung ist ein integrierender Teil der paulinisch-reformatorischen Rechtfertigungslehre.

Wir sprechen seit den 30er Jahren in diesem Zusammenhang von der Zwei-Reiche-Lehre, und zwar meist in direktem Bezug auf Luther und Calvin, die freilich ihrerseits von Augustin und mit ihm vom NT (MK 12,17; Joh 18,33) abhängig sind. Die Rede von den 'Zwei Regimenten' wäre der gemeinten Sache - zumal im Blick auf Luther - freilich ebenso angemessen.

Nun provoziert die Formulierung 'Zwei-Reiche-Lehre' bei manchen das Mißverständnis, es gehe um die Trennung von zwei Reichen bzw. Regimenten, obschon es sich doch um zwei Regimenter des einen - dreieinigen - Gottes handelt, denen der Christ in der Unteilbarkeit seiner Person untertan ist. Mißbrauch wie Mißverständnis der mit der 'Zwei-Reiche-Lehre' gemeinten Sache und auch deren bewußte polemische Verzerrung, in bestimmten Formen politischer Theologie, mit einer Absage an die Rechtfertigungsbotschaft vollzogen, haben den Begriff der 'beiden Reiche' unverdient und zum Schaden von Theologie und Kirche in Verruf gebracht.

Indessen kann man auf diesen Begriff verzichten, wenn nur die mit ihm gemeinte Sache präsent ist. Diese Sache aber wurde von der Alten Kirche fundamental in der Trinitätslehre zum Ausdruck gebracht, nämlich in der innergöttlichen Unterscheidung von Vater und Sohn und in der Zuordnung des Heiligen Geistes zu diesen Personen, der die Einsicht in ihre Unterscheidung ermöglicht.

Wenn die Synagoge - wie übrigens der Islam - mit Nachdruck an der undialektischen Einheit Gottes festhält und die Trinitätslehre ablehnt, so entspricht dieser Monismus der at. Ineinsetzung von Gottesvolk und Staatsvolk, von 'Kirche' und Gesellschaft, von göttlichem Heil und irdischem Wohl, von Sorglosigkeit und sorgenvoller Fürsorge. Und weil die Synagoge den darin liegenden Konflikt nicht trinitarisch aufhebt, muß er im Rahmen einer politischen Theologie ausgetragen werden. Wir erleben heute, wie dieser Konflikt die Lösung des ohnedies kaum lösbaren Nahost-Problems zusätzlich belastet und wie er analog auch die islamische Erneuerung zugleich beflügelt wie in unlösbare Aporien verstrickt.

Demgegenüber bedeutet die Unterscheidung von Vater und Sohn innerhalb der Einheit Gottes die Unterscheidung der beiden Regimente, die Unterscheidung von Gottesherrschaft und Christusherrschaft, von Gericht und Gnade, von Gesetz und Evangelium, von Liebe und Glaube, von Werk und Wort, von Fürsorge und Sorglosigkeit, von irdischem Wohl und göttlichem Heil, von Erhaltung und Erlösung.

Und da diese Unterscheidung dem natürlichen Menschen, der nur auf das Verfügbare und Machbare aus ist, nicht einleuchtet, begegnet in der Trinität der Heilige Geist, der Einheit und Unterschied von Vater und Sohn, von Herrschaft und Ohnmacht, von Gericht und Gnade, von Liebe und Glaube, von Fürsorge und Sorglosigkeit zu erkennen gibt.

Vielleicht ist es nicht zufällig, jedenfalls aber ist es bezeichnend, daß es der Kaiser war, der 325 in Nicäa auf die trinitarischen Formeln drang. Die göttliche Einheit von Vater und Sohn in ihrer Unterschiedenheit befreite ihn von der unerträglichen Last, die priesterliche Christusherrschaft ausüben und der Welt Sinn und Heil geben zu müssen - in Israel wie in Rom waren die Könige bzw. Kaiser auch die obersten Priester -, und übertrug ihm, dem Christen, zugleich das Regiment 'zur Linken' Gottes, das kaiserliche Amt unmittelbar, das heißt ohne die Gängelung durch klerikale Besserwisserie, entlastete natürlich auch die Kirche von dem Unfug einer politischen Theologie.

Zugleich bleibt im Amt der Kirche die Herrschaft Jesu Christi in dieser Welt segensvoll präsent, weil sie, durch Wort und Geist erfolgend, nicht die politische Herrschaftsfunktion ausfüllen muß, sondern der Wahrheit selbst zugewandt bleibt, die zwar auch das Reich dieser Welt umschließt, ihm aber stets überlegen bleibt und die Erhaltung dieser Welt nicht mit ihrer Erlösung, das priesterliche Amt nicht mit dem kaiserlichen Amt verwechselt. Luther hat in entsprechendem Zusammenhang einmal gesagt, es wäre zwar gut, wenn der Kaiser ein Christ wäre; aber er müsse kein Christ sein. Gott kann die Herrschaft von Gericht, Gesetz, Fürsorge und Liebe auch durch einen Heiden ausüben. Aber wäre zu dieser Herrschaft zur Linken eher berufen als der Christ, der um die Relativität irdischer Herrschaft unter Gott weiß und sie nicht mit der Herrschaft des Sohnes verwechselt? Ja, darin besteht gerade die Einheit von Vater und Sohn, von Gottesherrschaft und Christusherrschaft, von Fürsorge und Sorglosigkeit, daß die Freiheit von der Sorge um das Heil die sorgenvolle Liebe ungehemmt ermöglicht. Die ebenso selbstlose wie maßvolle Weltverantwortung wird in demjenigen freigesetzt, der dieser Welt gestorben ist. Er weiß auch, daß die Politik Sache der Vernunft, nicht des Glaubens ist, des Risikos, nicht des Gewissens, der Sünde, nicht der Sündenvergebung.

In diesem Sinn hat Luther in seinem großen Jahr 1520 formuliert, der Christenmensch sei ein freier Herr aller Dinge, weil er vom Gesetz und damit von der eigentlichen Sorge um sich befreit wurde. Und so, sagt Luther, sei er ein dienstbarer Knecht aller Dinge: "Durch den Glauben fährt er über sich in Gott, aus Gott fährt er wieder unter sich durch die Liebe, und bleibt doch immer in Gott."

Paulus beruft sich für seine Überwindung der at. Aporie nicht ohne exegetischen Grund auf die Abrahamsgeschichten des Jahwisten, Augustin auf Paulus, Luther auf Augustin und Paulus. Wir können uns auf den Jahwisten, auf Paulus, auf Augustin und auf Luther berufen, vor allem aber auf die fundamentale Trinitätslehre selbst, und wir sollten es tun, damit die Gemeinde Jesu Christi inmitten aller alltäglichen Sorge dieser Welt stets von neuem zu dem 'Sorget nicht' hingeführt wird, das auch die beste Voraussetzung für die Fürsorge in allen politischen Ämtern ist, die zur Aufgabe des Christen gehört, bis sich erfüllt, was Paulus in 1. Kor. 15 schreibt, und Christus seine Herrschaft an den Vater übergibt, so daß Gott alles in allem ist.

<>

DOKUMENTATION

epd

Ein Informationsdienst

Evangelischer Pressedienst, Zentralredaktion Frankfurt am Main, Haus der Evangelischen Publizistik

Nr.30/81

Frankfurt am Main, 22. Juni 1981

Um Frieden und Sicherheit (Folge 7):

Texte von der 26. Gesamtkonferenz der Evangelischen Militärseelsorge und weitere aktuelle Stellungnahmen

Die Texte des vom Evangelischen Kirchenamt für die Bundeswehr Anfang Mai in Neu-Ulm veranstalteten Treffens werden in der vorliegenden Ausgabe durch zwei Aufsätze aus den in und für die Bundeswehr erscheinenden «Informationen für die Truppe» ergänzt. Dazu kommen Zeitschriftenbeiträge des Militärdekanus Boyens' und des Politologen Kielmannsegg und ein KNA-Interview des Kommandeurs der Bundeswehr-Führungsakademie, Admiral Wellershoff. Den Abschluß bildet ein Text Albrecht von Mutius' über Entstehung und Aktualität der vielzitierten «Heidelberger Thesen». (Hinweise auf die vorangegangenen sechs Folgen zum Thema «Um Frieden und Sicherheit» sind der Kurzübersicht auf dem Schlußblatt zu entnehmen.)